Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 28 (1946)
Heft: 46

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 09.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 15. November 1946 | Erscheint jeden Freitag | 28. Jahrgang Nr. 46

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50 halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fisse A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Im Kanton Bern erleben die Frauen interessante Dinge

Der vergangene Sommer und der Herbst haben den Bernerfrauen Ereignisse gebracht, die zur Genüge bewiesen, daß wir mitten in einer ziemlich stürmischen Entwicklung der Frauenrechte verschiedener Art leben, die durch die reaktionären Gewalten kaum mehr aufzuhalten ist. Da war zuerst der internationale Frauenkongreß in Interlaken, der manche ängstliche Bernerfrau doch aufhorchen und erkennen ließ, daß wir alle einer neuen Zeitepoche entgegengehen und daß auch wir uns mit vielem Neuem abzufinden haben, das uns nicht immer leicht und angenehm erscheinen mag. — Der Herbst brachte uns die erste kantonal-kirchliche Abstimmung und die Wahlen in die Kirchensynode, an denen alle Bernerfrauen teilnehmen konnten, die Glieder der evangelisch-reformierten Landeskirche sind. Am 13. Oktober wurde in dieser Abstimmung vom bernischen Kirchenvolk, von Männern und Frauen, die neue Kirchenverfassung angenommen. Leider hatten sich zu dieser Abstimmung auch die Frauen recht wenig zahlreich eingefunden, obschon die Verfassung in erfreulicher Weise an die Neuordnung der innern Angelegenheiten unserer evang.-reform. Landeskirche herantritt und man ihr Aufmerksamkeit und Sympathie nicht hätte versagen sollen. Die Befähigung zum Mitmachen an dieser Abstimmung ist den Bernerfrauen schon durch das neue Kirchengesetz erteilt worden, das im Frühling des Jahres 1945 vom Bernervolk angenommen worden ist und das seit Neujahr 1946 in Kraft besteht. Die Einführung der Stimm- und Wahlfähigkeit der Frauen aller evang.-reform. Kirchgemeinden in kirchlichen Angelegenheiten ist sicherlich ein großer Fortschritt in der kirchlichen Rechtsstellung der Frauen, die vorher infolge der Gemeindeautonomie eine so unklare und eine so ungleichmäßige gewesen ist. Daß das Kirchengesetz den Frauen neben der Wählbarkeit in die Kirchensynode nicht auch die Wählbarkeit in den Synodalrat zugestanden hat, und daß das Gesetz es auch verhindert, daß die Theologinnen Pfarrerinnen werden können, ist allerdings zu bedauern. Aber die Frauen könnten von den ihnen nun zugestandenen Rechten einen besseren Gebrauch machen, als dies am 13. Oktober bei der Abstimmung über die Kirchenverfassung und den zugleich vorgenommenen Wahlen der Mitglieder der Kirchensynode der Fall gewesen ist. Nur zwei Frauen sind im Gebiet des ganzen Kantons in die Synode der evang.-reform. Landeskirche gewählt worden, was zum Teil sicherlich einer gewissen Unaufmerksamkeit und Interesselosigkeit des kirchlichen Frauenvolkes zu verdanken war. Es ist zu hoffen, daß bis zu den nächsten Wahlen, die erst in vier Jahren erfolgen werden, das kirchliche Interesse der Frauen reger wird und daß es in der Zwischenzeit bei allfällig eintretenden Vakanzen auch möglich sein wird, da und dort eine Frau in die Kirchensynode eintreten zu lassen.

Gegenwärtig sind andere Dinge in den Vordergrund unseres Interesses getreten. Die Frauen, und wohl auch die bernische Regierung, hatten damit gerechnet, daß der Gesetzesentwurf für die Erweiterungen der Rechte der Frauen in Gemeindeangelegenheiten bereits in der heute, d. h. am 11. November eröffneten Session des Großen Rates zur Behandlung kommen würde. Dieser Gesetzesentwurf und die ihm vorangehende Botschaft (der Vortrag) der Gemeindedirektion verdienen die volle Sympathie der Bernerfrauen. Der Gesetzesentwurf selbst ist sehr knapp gehalten und verlangt in wenigen Artikeln eine Abänderung des Gemeindegesetzes von 1917 durch welche den Frauen durch die einzelnen Gemeinden das Stimm- und Wahlrecht — je nach Bedürfnis und Reife der Gemeinde — erteilt werden kann oder auch nicht. Diese Art des gesetzgeberischen Vorgehens ist langsam, vorsichtig und darum ächt bernisch. Sie entspricht vollständig der in der Petition der Bernerfrauen vom Frühling 1945 aufgestellten Forderung. Sehr frauenfreundlich und verständnisvoll ist auch die Tonart des „Vortrags", d. h. der Einleitung zum Gesetz, die die bernische Gemeindedirektion verfaßt hat. Sie enthält eine klare Uebersicht über die Entwicklung der Frauenrechte und -pflichten im Kanton Bern, erinnert daran, daß ein Frauenstimmrecht in Gemeindeangelegenheiten im Kanton Bern von 1833—1886 bereits bestanden hat, das nicht ohne Protest der Bernerfrauen seinerzeit unter den Tisch gewischt worden ist. Auch über die Entwicklung der Mitarbeit der Frau in den andern Kantonen und im Ausland wird eingehend gesprochen und die Gemeindedirektion findet dafür manches gute und zustimmende Wort. Trotz der Weitherzigkeit und dem vorsichtigen Entgegenkommen hat die Vorlage in der vorberatenden großrätlichen Kommission doch keine gute Behandlung erfahren. Mit 8 gegen 6 Stimmen hat sie beschlossen, dem Großen Rat Nichteintreten zu empfehlen. Es war vorauszusehen, daß bei der gegenwärtigen Geschäftsüberlastung des Großen Rates durch eine vielleicht heftige und langfädige Diskussion über das Frauenstimmrecht in der Gemeinde und über das Frauenstimmrecht überhaupt eine unerfreuliche Verschleppung in der Abwicklung anderer termingebundener Geschäfte hätte eintreten können. Deshalb hat der Regierungsrat seine Vorlage von der Traktandenliste der laufenden Session zurückgezogen und stehen die Bernerfrauen nun vor der Tatsache, daß das Gesetz vielleicht noch längere Zeit auf Behandlung und Abstimmung warten muß. Inzwischen haben in Bern und Thun Versammlungen stattgefunden, die sich zu der umstrittenen Gesetzesvorlage in absolut zustimmendem Sinne und in kräftigen Resolutionen äußerten, die man in irgend einer Weise an den Großen Rat richten wird. Es wird durch die Entwicklung der Dinge den Frauen möglich sein, im Kanton herum für eine bessere Aufklärung zu sorgen und darzutun, daß die Gesetzesvorlage den bernischen Verhältnissen, d. h. der großen Ungleichheit in der sozialen und wirtschaftlichen Lage und Entwicklung der Gemeinden entspricht, und daß doch dort, wo der rechte Geist und die richtige Schaffensfreude für das Gemeinwohl in der ganzen Bevölkerung der Einwohnergemeinde vorhanden sind, den Frauen der Weg zur Mitarbeit in ihrer Gemeinde geöffnet werden kann.

A. L. G.

Resolution in Bern und Thun

Die am 5. November 1946 in Bern versammelten Frauen und Männer hörten einen Vortrag von Herrn Regierungsrat Dr. Giovanoli, Direktor des Gemeindewesens des Kantons Bern, über die Vorlage für das Frauenstimmrecht in Gemeindeangelegenheiten an. Nach reichlicher Diskussion drückt die Versammlung (einstimmig) ihre Genugtuung aus über diese Vorlage, die in zeitgemäßer und der bernischen Tradition entsprechender Weise die Gemeinden des Kantons Bern ermächtigen will, in ihrem Gebiet den Frauen das Stimm- und Wahlrecht zu verleihen. Sie erblicken hierin eine gesetzliche Maßnahme, die es den Gemeinden gestatten wird, alle wertvollen Kräfte bei der Lösung ihrer heute so wichtigen sozialen Aufgaben zur Mitarbeit heranzuziehen. Sie appellieren daher an den Großen Rat des Kantons Bern, in seiner Stellungnahme Sonderinteressen nicht in Erwägung zu ziehen und dieser Vorlage für die Erweiterung der Rechte der Frauen in Gemeindeangelegenheiten im Interesse des Gemeinwohles zuzustimmen.

Einstimmig gefaßt in einer von Männern und Frauen gut besuchten Versammlung am 5. November 1946, im Hotel National, Bern.

*

Auf Veranlassung des Frauenstimmrechtsvereins Thun und des Gemeinnützigen Frauenvereins Thun fand am 7. November in Thun eine gut besuchte Versammlung statt, in welcher Fräulein Therese Grütter, Sekundarlehrerin in Thun, über die regierungsrätliche Gesetzesvorlage für die Einführung des fakultativen Frauenstimm- und Wahlrechts in den bernischen Einwohnergemeinden orientierte. Dem Vortrag lag zum Teil ein Thuner-Gemeindebericht aus dem Jahre 1944 zu Grunde. Nach einläßlicher Diskussion faßte die Versammlung einstimmig folgende Resolution zuhanden des bernischen Großen Rates:

Die Versammlung, die sich am 7. November in Thun über die regierungsrätliche Vorlage zur Erweiterung der Rechte der Frau in Gemeindeangelegenheiten orientieren ließ, dankt dem bernischen Regierungsrat für seine Stellungnahme zugunsten der Frauen und drückt den Wunsch aus, der Große Rat möchte bald und im gleichen Sinne sich zur Einführung des fakultativen Gemeindestimmrechtes der Frauen entschließen.

Orientierung

E. B. Eine Schar junger Mädchen hat kürzlich an einem Orientierungslauf teilgenommen, Pfadfinderinnen, Mittelschülerinnen und sogar Sekundarschülerinnen. Eine Gruppe dieser Allerjüngsten hatte besonders guten Erfolg, weil ihre Leiterin die Kameradinnen nicht allein nach der Landkarte dirigierte, sondern sich des Kompasses sachgerecht zu bedienen wußte. Wir haben das Bild dieses Schulmädchens gesehen: ein frisches, gesundes Maitli, den hellen Blick gesammelt auf den in der Rechten erhobenen Kompaß gerichtet, ein Sonnenstrahl blitzt über seine blonden Zöpfe, Jumper und Turnhösli lassen den Gliedern alle freie Bewegung — die Füße aber stehen im Dickicht; es dirigiert den Lauf der behinderten Füße aus dem Wissen, das ihm der Blick auf den Kompaß gibt.

Könnte dies Bild nicht sehr wohl als Symbol für die schweizerische Frauenbewegung gelten? Haben wir doch noch immer ein Dickicht zu durchschreiten, das um so rascher, geschickter und erfolgreicher überwunden werden kann, je deutlicher umrissen das Ziel, je sicherer die Wegweisung.

Am schweizerischen Frauenkongreß sind Ziele gezeigt worden. In Resolutionen hat man sie in kürzester Form zu benennen versucht. So weit sie gesetzgeberischer und praktischer Art sind, kann man sie klar umschreiben; schwieriger ist es, alle feinen Nuancen innerlicher Art zu berücksichtigen, wenn man in kurzer und prägnanter Art auch die geistig und seelisch bestimmten Ziele formulieren will. In den wesentlichsten der Referate wurden diese Ziele der schweizerischen Frauenbewegung ausführlicher, klar in der Sache und in seiner Abstufung umschrieben.

Was anzustreben ist, wurde damit einer weiten Oeffentlichkeit bekanntgegeben. Wie diese Ziele erreicht werden können, wie das hindernde Dickicht überwunden werden soll, darüber ist Endgültiges in Kürze weniger gut auszusagen. Im Dickicht lauert bei diesem „Orientierungslauf" ja sehr viel Dorngestrüpp, das üppiges Wachstum während Jahrhunderten wuchern machte, und es fehlen nicht Fallen und Fußangeln, die der interessierte Jäger im Dschungel aufgestellt hat und sorgsam immer wieder reparieren wird, wann immer findige Köpfe sie entdecken und außer Betrieb zu setzen versuchen. Das Dornengestrüpp der festgefahrenen Meinungen und der Vorurteile ist sehr solide. Auch wenn die Pfarrfrau von Bülach mit ihrem Anhang von Ratgebern und Nachbetern es nicht mit ihrem Gießkännchen liebevoll betreuen würde, hätte es genügend Zähigkeit und Dichte, um munter fortzuwuchern. Am besten gedeihen in diesem Dickicht zwei Kaktusarten, deren betörend-schöne Blüten wohlgeeignet sind, die naturgemäß vorhandenen, zahlreichen Stacheln vergessen zu machen. Da ist die rotblühende Egoistia masculina, ein stark verbreitetes Gewächs, das hochaufstrebend weiten Raum beansprucht und alles beiseite drücken will, was neben ihm aufwachsen möchte; und da ist, als einzige Pflanze, die in seiner Nähe gut gedeiht, die rosigzart blühende Egoistia feminina, die, überall sich durchwindend, ihre weitgreifenden Zweige ausbreitet, wo immer sie im Windschutz der erstgenannten Sorte ihr behütet Leben ansiedeln kann. Weicher gestaltet ist ihr Zweiggeranke, süßduftend ihre schöne Blüte, doch ihre Stacheln sind nicht minder spitz.

Kann man den Weg durch solches Dickicht frei bekommen, ohne Kämpfer zu sein? Oder besser, kann man um solches kämpfen ohne kämpferische Allüren? Solche Fragen ergeben sich nicht erst heute. Seit mehr als zwei Jahrzehnten schon scheiden sich die Auffassungen über das Wie des langen und mühsamen Weges. Als sich seiner Zeit eine kleine Minderheit von Frauen pfadfinderisch die ersten Stapfen ins Dickicht schlug, mußte sie kämpfen, mußte sich gleichsam mit scharfen Aexten der Kaktuswand entlang Raum für ihre Füße schaffen. Heute, da der Weg etwas gebahnt ist, sich aber doch auf besonderen Strecken immer einmal wieder im Dickicht verliert, ist statt der Streitaxt meist nur ein friedlicheres Werkzeug, sagen wir, eine Baumschere, in der Hand der frauenbewegten Kämpferin zu sehen, oft auch sogar nur ein Federkiel!

Die Abstimmungen über die Frauenstimmrechtsvorlagen in Baselstadt und -Land, in Genf und im Tessin, die Diskussionen, die ihnen vorausgingen,

---

Nachdruck verboten

Michaela

9

Ein Frauenschicksal

Von Irmgard v. Faber du Faur

Das Meer

„Ist es das Meer?" fragte der kleine Peter bei jedem Tümpel, der vorüberflog.

„Nein, nein!" antwortete Michaela. „Das Meer ist viel größer!"

„Aber dort!" rief der Kleine wieder und zeigte auf einen viereckigen ausgestochenen blauen Teich.

„Das Meer ist viel, viel größer" wiederholte Michaela und merkte, wie sie selber dabei unruhig wurde: Wie groß ist es denn?

Die Eltern waren auf der anderen Seite in einem Schlafwagen. Sie waren froh, daß Michaela ihnen die Unruhe des Kindes fernhielt. Endlich schliefen auch Michaela und der Knabe ein. Im neuen Morgenlicht, nachdem sich die Frage des Knaben nach dem Meer noch einige Male wiederholt hatte, lag plötzlich eine wunderbare beglänzte Fläche vor Michaelas Blicken, aufgefangenes Licht, ruhende Bewegung, bewegte Unendlichkeit, Mauern schoben sich davor, Häuser, der Zug stand Eine Welle farbig gekleideter Frauen, in kurzen Röcken, leuchtenden Miedertüchern, Holzpantoffeln, Bändern und Spitzen auf dem Kopf warf sich mit lautem Rufen über die Ankommenden. Doch der Major zog sein Schärflein aus dem Gewühl und führte es sicher bis zur Ruhe im silbernen Sand. Die Mutter verteilte Schokolade. Dann gingen die Eltern eine Pension zu suchen. Michaela und Peter blieben sitzen, schauten und staunten.

Blaugrün, unermeßlich, rund wie die Welt, lag vor Michaela das Meer. Darüber stieg ebenso unermeßlich die Kuppel des Himmels auf, während ein Dröhnen fortgesetzt die Luft erschütterte. Bunte Segel schwebten auf der Flut, buntgestreifte Zelte standen im lichten Sand, Kinder spielten, schwarzbraune Leiber trieben Gymnastik, weißgekleidete Menschen spielten Tennis auf der dunkleren feuchten Sandfläche, Kinder auf Eseln ritten an ihnen vorüber, gefolgt von den kleinen Treibern in geflickten farbigen Schürzen. Doch alles versank für Michaela vor dem gewaltigen Meer und dem silbernen Sand.

Als spät am Abend der kleine Peter, mit dem Michaela das Zimmer teilte, eingeschlafen war, stahl sie sich noch einmal hinaus und stieg die Treppen in der Mauer hinunter auf den jetzt ganz menschenleeren Strand. Ueber dem ganz dunklen Meer stieg ein strahlender Sternenhimmel auf. Das Donnern war mächtiger als am Tage. Michaela zog Schuhe und Strümpfe aus, um den Gruß der kühlen Wellen zu spüren. Plötzlich stürzten die weißen Wellen den ganzen weiten dunklen Strand entlang auf sie zu wie Züge von weißen Schwänen. Jeanette, Jeanette! mußte sie denken und hob die Augen auf und sah auch den Sternenschwan über sich am Himmel. Und plötzlich wußte sie: Der Mensch steht mitten in der Ewigkeit und das Herz der Ewigkeit ist die Liebe. Sie ging heim wie auf Flügeln einer rauschenden Melodie getragen. In ihrem Zimmer stellte sie ihr kleines rotes Licht, daß sein Schein das schlafende Kind nicht traf und setzte sich und schrieb. Sie schrieb an Jeanette. Sie hatte auf dem Grund ihres Koffers eine Mappe gefunden mit den Nachbildungen ihrer liebsten Werke aus der Bibliothek. Sie mußte denken, wie Jeanette ihr immer gesagt hatte: Sie kenne sie viel, viel zu gut. Nichts auf der Welt hätte ihr mehr Freude machen können. Und so dankte sie ihr denn und schrieb sie ihr etwas von dem Erlebnis am nächtlichen Strand.

„Wenn wir uns auch nie mehr sehen werden, so wissen wir uns doch gleich eingebaut in die Ewigkeit, gleich schauend, staunend, lobend und dankend, und ewig liebend, getragen von der ewigen Liebe."

Sie schrieb keine Adresse, sie wollte Jeanette nicht in Versuchung bringen, das Gebot ihrer Eltern zu übertreten. Sie dachte: Zuerst hat sie zu mir gesprochen, und ich zuletzt zu ihr. So ist es gut.

Nun folgten sich immer schönere, immer wundervollere Tage. Michaela war immer mit dem kleinen Peter am Strand. Sie baute mit ihm Burgen, Wagen, Schiffe und Türme im Sand. Sie hatte ihm eine Tasche genäht zum Muschelnsuchen. Sie liefen beide stundenlang über den feuchten Sand auf dieser wundervollen Jagd nach Muscheln, Seesternen und Tang. Das Kostbarste waren die kleinen zarten Schalen, die bis auf ihr Perlmutterherz von der Gewalt des Meeres abgerieben waren, glatt, durchsichtig und jede einzelne in einem eigenen Farbenschmelz strahlend. Sie kletterten auch über die Felsen, um in den Wasserlöchern das Leben der Seetiere zu beobachten. Doch das Herrlichste war das Bad. Michaela und Peter saßen im Sand und ließen sich die Wellen über den Rücken schäumen. Und wenn jede mächtiger und mächtiger angebrauft kam, weil die Flut stieg, so nahmen sie sich an der Hand und gingen mutig den Wellen entgegen, bis Peter nicht mehr standhalten konnte und von jeder Welle umgerissen wurde. Dann kam aber auch schon der Vater nach und setzte ihn sich auf die Schulter und ging tief mit ihm hinein. Michaela schwamm hinaus und war noch nie so froh, daß sie in Feldmoos im Dorfbach schwimmen gelernt hatte. Die Wellen hoben sie und senkten sie und brachen schäumend über ihr zusammen, bis sie sich im fröhlichen Kampf wieder herausarbeitete. Dann ging sie mit dem Kleinen nach Hause und tauchte ihn in einen Kübel heißes Wasser. Sie sog ihm schon den Schlafanzug an und währenddessen brachte das Zimmermädchen Pierrette das Essen für sie beide. Für Peter war immer ein Tellerchen mit Nachtisch da, Früchte, Creme oder Kuchen. Was er davon nicht aufessen konnte, hob Michaela ihm für den Nachmittag auf. Während seines Nachmittagsschlafes hatte sie zu flicken und zu bügeln. War sie hiermit frühzeitig fertig, so versuchte sie in ein kleines Heft etwas von ihren Meer- und Himmelserlebnissen zu bannen. „Für Jeanette"

die Plakate, wie sie in Basel, die Pamphlete, wie sie in Genf von den Gegnern benutzt wurden, zeigten aufs neue, daß bei solchen Gelegenheiten noch eine andere Flora gedeiht: Sumpfblumen, deren üble Düfte wohl imstande sind, einem anfälligen Teil des „Souverains" den Verstand zu vernebeln. So lange der Weg zum Frauenstimm- und Wahlrecht über die Volksabstimmung geht — und das muß er ja in der gesetzmäßig funktionierenden Demokratie — so lange werde die Gegner demagogische Argumente bringen: die wegen der stimmberechtigten Mutter vernachlässigte Familie wird in allen Abarten schaudervoll vor Augen geführt. Damit muß gerechnet werden. Der Appell ans Herrenrecht des Mannes geht über solche primitive Bilder; mit ordinären Mitteln rührt man solcher Art an den schönen und allezeit gültigen Wunschtraum des Mannes, in der Frau die ihn und seine Nachkommen betreuende, die seinem schweifenderen Wesen eine Ordnung garantierende Gefährtin zu sehen.

Der Kompaß zeigt auf das Ziel: in einer helleren, gesünderen Welt neben dem Manne, als seine gleichgestellte Gefährtin zu wirken und — so lange diese Welt noch nicht hell und gesund gestaltet ist — für ihre Gesundung mit dem Manne, neben ihm zu arbeiten. Wir halten den Kompaß in Händen und richten nach ihm unseren Schritt. Doch sollen wir mit kämpferischem Schwung oder mit sorglich abwägenden Schritten, sollen wir mit der „träumerischen Sicherheit des instinktbegabten Weibes" (wie der Romantiker vermutlich sagen müßte) oder mit der Wachheit der vernunftbegabten, im Denken geschulten Frau vorgehen? Niemand wird auf diese Weise fragen, denn keine dieser Sonderarten besteht in Reinkultur. Neues kann nicht ohne vorwärtsdrängenden Schwung, Vernünftiges nicht ohne Ueberlegung, und das der Frau innewohnende Eigenartige nicht ohne instinktive Sicherheit angestrebt und erreicht werden. Wir haben diese Gaben alle in guter Mischung einzusetzen.

Der „Beobachter" hat in der Oktober-Nummer etliche seiner Eindrücke vom Besuch des schweizerischen Frauenkongresses bekanntgegeben. Er befürchtet offenbar, daß die Schweizerfrauen sich auf falscher Ebene bewegen könnten. Er billigt uns zu:

„Die Frau hat in einer echten Demokratie ein unbestrittenes Recht darauf, dem Manne gleichgestellt zu sein. Das gilt vor allem vor dem Gesetz, sollte aber auch in der Wirtschaft und in der Politik so sein; dafür will sich der Beobachter zusammen mit den Frauenorganisationen auch weiterhin einsetzen... Aber diese Gleichstellung darf nicht dazu führen, daß der Unterschied der Geschlechter durch die Anpassung der Frau an männliche Wesensart verwischt wird."

Er gibt zu, daß die Schweiz keine Suffragettenkämpfe kannte und fährt dann fort:

„Aber wir haben jene „Frauenart" doch auch in gemilderter Form kennen gelernt und sind daher empfindlich, wenn man zum Kampf gegen das andere Geschlecht aufruft. Der Beobachter saß daher auf Nadeln, als eine sympathische Kongreßteilnehmerin erklärte, der Kampf gegen den Mann erweise sich als Ringen um die echte Demokratie. Oder wenn ironische Bemerkungen gegen die Männer und ihren Egoismus fielen..."

Wir begreifen solche Empfindlichkeit bei den unserer Sache wohlgesinnten Männern sehr gut. Aber — dürfen wir nicht auch gerade von ihnen daher Verständnis erwarten, wenn da und dort einmal eine Frau empfindlich reagiert, wenn sie, so oft verletzt vom Weg im „Kaktusdickicht", ab und zu etwas ironisch oder ausfällig wird? Dies sind doch Ausnahmen, welche eine ganz andere Regel bestätigen, von deren sicherer Handhabung man sich am Kongreß überzeugen konnte.

Der Beobachter äußert sich weiter: „Die guten Ziele der Frauenbewegung werden niemals dadurch erreicht, daß man die Männer bekämpft, sondern indem man sie gewinnt. Das ist nicht leicht, verlangt große Geduld und bringt manche Enttäuschung, führt aber auf die Dauer allein zum Erfolg. Die Frau hat durch ihr Wesen und ihre sachliche Arbeit den Mann zu überzeugen, daß sie tatsächlich imstande ist, ihm gleichwertig gegenüberzutreten und mit ihm zusammenzuarbeiten..."

Das ist sehr richtig. Aber, lieber und geschätzter Herr Beobachter, dies praktizieren wir denn doch seit etlichen Jahrzehnten. Die Schreibende erinnert sich, wie sie z. B. vor gut zwanzig Jahren einen öffentlichen Vortrag über „Die Kulturaufgaben der Frau" zu halten hatte und wie nachher der Kritiker in seine Tageszeitung schrieb: „Man war angenehm überrascht..." und dann kamen anerkennende Worte über das ruhige und „fraulische" Auftreten (offenbar hatte er eine eiserne und geifernde Karikaturfigur erwartet). Solche „angenehme Ueberraschungen" haben wir Schweizerfrauen in Hunderten und Aberhunderten von Vorträgen, Sitzungen und Tagungen der Oeffentlichkeit bereitet, aber noch immer scheint die latente Angst vor der vermännlichten Frau den Männern und auch den vielen der Frauenbewegung noch so ahnungslos fernstehenden Frauen innezuwohnen und bei der kleinsten „Entgleisung" auszubrechen.

Schließlich hofft der Beobachter:

„daß der Erfolg des Kongresses, auf dem Hintergrund der negativen Abstimmungsergebnisse in den verschiedenen Kantonen, die Frauenorganisationen zu einer neuen Selbstbesinnung führt. Die Männer und der Staat brauchen euch Frauen!" ruft er uns zu, „aber sie wollen nicht länger bekämpft, sondern überzeugt und gewonnen werden."

Daß die Abstimmungen in den Kantonen nicht deshalb negativ ausfielen, weil die Frauenbewegung die Männer bekämpft, das wird auch der Beobachter nicht bestreiten. So mächtig ist die organisierte Frauenbewegung in der Schweiz nicht, daß ihre „Kampfkraft" den Mann widerborstig gemacht hätte. Aber Selbstbesinnung tut uns immer wieder not, diesen Wink wollen wir uns gerne gefallen lassen. Auch dieser Artikel will ein kleiner Beitrag dazu sein. Selbstbesinnung wird uns helfen, den Kompaß durchs Dickicht richtig zu handhaben. „Nicht bekämpfen, aber überzeugen und gewinnen" sollen wir die Männer für unsere Sache. Ueberzeugen und gewinnen können wir Frauen — wenn wir unserer Argumente sicher sind, wenn wir uns in unserer fraulichen Art wohl und sicher fühlen — gewiß sehr oft ohne Kampf, doch nur den Menschen, ob Mann oder Frau, der Vorurteile preiszugeben bereit ist, wozu auch die Fähigkeit gehört, Urteil und Vorurteil auseinander zu halten.

„Wahrheiten nennt man die Irrtümer, die Jahrhunderte alt geworden sind", hat einst Spinoza aus eigener bitterer Kampferfahrung gesagt. Auch wir Frauen haben gegen Irrtümer zu kämpfen, die, weil sie zu Pseudowahrheiten geworden sind, ein zähes Leben haben. Wir bekämpfen aber dabei nicht den Mann, wir kämpfen auch nicht auf männliche Art. Wir wollen das Wort Kampf auf unsere Art auslegen: in einer stillen, klaren Sicherheit — gelegentlich nicht auf Humor verzichtend — wollen wir unsere lieben Männer und unsere bösen Frauen, soweit sie noch „kakteenähnlich" sind, zu überzeugen suchen. Dies aber deutlich, unentwegt und unermüdlich und nicht ohne Charme (so wir ihn haben!). Und im übrigen wollen wir als Frau da leben und wirken, wo uns das Schicksal, sei es in den Kreis einer Familie oder in einen beruflichen Wirkungskreis oder gar in beide, hineingestellt hat.

Die Frau eines großen Mannes: Frau Emma Forel †

Als ich sie zum ersten Mal sah, wußte ich nicht, daß sie die Frau des großen Mannes war. Sie sah ja so bescheiden aus, glich vielen alten Frauen auf der Welt: ein Großmütterchen!

Es war ein Tag nach Gewitter und Hagel, Baumäste lagen umher im Garten, Blumen waren geknickt, kleine Bächlein zogen Rinnen in die hartgedrückte Erde. Jetzt schien wieder warm die Sonne. Ich sah eine kleine, schmale Gestalt, die sich über ein Beet Phlox bückte, eine alte, ganz einfache Frau. Zwei Hände, Arbeit gewohnt, lockerten die Erde, stützten niedergedrückte Stengel. Zwei freundliche Augen suchten jeder Blüte einen Sonnenplatz. Nachdenklich sah ich ihr zu. Wie mußte sie diese Blumen lieben, daß sie Nässe und Schmutz nicht scheute, ihnen zu helfen!

Später erzählte man mir, daß die Frau, die ich gesehen, nicht eine Unbekannte, sondern die Gattin und Helferin des großen August Forel gewesen war.

Ich sah sie wieder und noch oft; sah, wie sie früh um sechs Uhr in groben Schuhen, einem alten Hut und einer Schürze ihren Pflanzen nachging, ihnen Wasser brachte, viele Kannen voll. Meist kehrte sie mit einem Körbchen voll reifer Kirschen oder die Schürze mit Falläpfeln gefüllt, ins Haus zurück. Wie flink arbeiteten diese achtzigjährigen Hände noch wenn sie geschwind zu einem Apfelmus Schnitze rüsten wollte!

Im Garten war ein Beet mit Walderdbeeren bewachsen, die sie besonders sorgsam pflegte. Die prächtigsten Beeren waren für ihren Sohn bestimmt. Immer pflückte sie diese selbst und bestreute sie mit Zucker.

Da merkte ich, daß nicht nur die Blumen und Bäume, daß auch die Menschen ihr lieb waren. Noch später wußte ich, daß sie diese sehr liebte, denn ich sah, wie sie Zeit und Mühe jedem schenkte und wie viele zu ihr kamen. Den Garten mußte sie gar oft früh morgens besorgen, weil der übrige Tag voll anderer Arbeit wartete: Junge und alte Freunde, ihre Enkelkinder, aber auch Unbekannte kamen zu ihr, plauderten eine Weile und holten dabei guten Rat. Menschen kamen, müde und bedrückt, tranken eine Tasse Tee und gingen froh und zuversichtlich fort. Ihr Sohn, Psychiater wie ihr Mann, kannte seine Mutter gut, wußte wie mildernd ihre Ruhe, wie aufmunternd ihre Fröhlichkeit und ihr Mut zu jedermann sprachen, so schickte er ihr immer wieder seine Kranken für ein paar Stunden. Frau Forel schmolz bei manchem Menschen die eisige Hülle, die der Arzt vergebens zu brechen versucht hatte. Sie war immer da und hatte zu allem und für jedermann ein rechtes Wort. Nie aber ließ sie sich die halbe Stunde nach Mittag nehmen, die sie ihrem Sohne zugedacht hatte. Dann spazierte die kleine Mutter am Arme ihres großen, starken Sohnes durch den Garten bis an den See, und da erzählten sie sich wohl manches von den Blumen und Bäumen und den Menschen, die sie beide liebten.

An einem Abend im Sommer saß ich einmal am Fenster und schaute in die Blumen und den stillen See hinaus. Da hörte ich Töne wie von weit her. Rein und schön klang Mozartmusik zu mir und ich wußte gleich, es war Frau Forel, die sie spielte. Sohn und Enkel suchten auf ihren Geigen das Klavier zu begleiten. Aber es war vor allem ihr Spiel, das mich bewegte. Lange hörte ich zu. Es war nicht die Leichtigkeit der alten Finger, nicht die Unermüdlichkeit des kleinen Menschen, was mich staunen machte. In den Tönen, die zu mir kamen, lag ein großer Glaube, der das ganze Haus, den Garten, ja alles ringsum in Freude und Dankbarkeit zu hüllen schien. Da wußte ich erst, daß ihre Liebe nicht auf den Flox und die Apfelbäume und die Menschen sich beschränkte. Ich spürte, daß sie, die Frau eines großen Mannes, eine sehr große Frau war.

L. N.

Die Stellung des „Dovere"

Im „Frauenblatt" vom 1. November wurde eine Notiz aus der „Nationalzeitung" wiedergegeben des Inhaltes, daß der „Dovere", das liberale Parteiorgan in Bellinzona, sich gegen das Frauenstimmrecht ausgesprochen habe, und eine diesbezügliche Stelle aus jenem Blatte wurde zitiert. Als langjährige Abonnentin des „Dovere", der seine Spalten den Pro und Contra der Frage geöffnet hatte, mache ich aufmerksam auf den Leitartikel des „Dovere" vom 30. Oktober, der unmittelbar der Abstimmung des 3. Novembers vorausging, mit dem Titel: Il voto alle donne. Es wird erwähnt, daß der Große Rat sich in seiner Mehrheit für das Frauenstimmrecht erklärt, daß das kantonale Komitee der liberal-radikalen Partei aber Stimmfreigabe beschlossen habe, um der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen, dann fährt der Artikel weiter: Die Abstimmungen in Zürich, Genf und vor allem in Basel haben bewiesen, daß das Frauenstimmrecht nicht eine Parteifrage ist, daß auch in der sozialistischen und kommunistischen Partei viele Mitglieder in dieser Frage „Reaktionäre" sind, sonst hätten gerade in Basel diese Parteien dem Frauenstimmrecht zum Siege verhelfen können. Die Meinung des „Dovere" ist die folgende: Die Funktionen der Frau im Leben des Staates haben sich vollständig geändert. Die Frau arbeitet in den Fabriken, in den öffentlichen und privaten Verwaltungen, in den Schulen, in den freien Berufen, in der Armee. Unsere Frauen, die Bauernfrauen nicht ausgenommen, leisten einen wesentlichen Beitrag im wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Leben der Nation. Vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus muß man der Frau das Recht zuerkennen, am politischen Leben aktiv teilnehmen zu können, da in ihm beständig Probleme, die von großem Interesse für sie sind, zur Debatte kommen: Probleme über Arbeit, Arbeitsbeschaffung, berufliche Fragen, Familienfragen, solche über das soziale Leben, das Gemeinschaftsleben der Nation usw.... Demokratie ist Volksherrschaft. Unsere Demokratie hat in ihrer Geschichte eine tiefgehende Evolution erlebt, um zum jetzigen Zustand zu gelangen, der die Ausübung der Volkssouveränität diszipliniert. Man darf nicht zugeben, daß diese Souveränität nur von einer Hälfte des Volkes ausgeübt werde, es sei denn, man verneine, daß die Frauen einen Teil des Volkes bilden. Demnach ist ein letzter Schritt auszuführen, damit das allgemeine Stimm- und Wahlrecht den Willen der Demokratie ausdrücke: Beide Geschlechter haben den gleichen Anspruch auf die Ausübung der politischen Rechte und beide sollen sie ausüben. Wenn es heißt: die Frauen wollen das Stimmrecht nicht, so ist dem entgegenzuhalten, daß alle großen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Reformen, welche uns heute selbstverständlich vorkommen, einst gegen den Willen vieler ermöglicht worden sind....

Ist das nicht eine deutliche Stellungnahme des „Dovere" für das Frauenstimmrecht?

E. Stb.

Politisches und Anderes

Der Landdienst

auf obligatorischer Grundlage ist aufgehoben worden. Aber auf freiwilliger Basis soll er weitergeführt werden. Prof. Wahlen ist mit der Ausarbeitung des Planes betraut worden, nach welchem die Organisation aufgebaut werden soll. Demnächst findet in Bern eine Schweizerische Landdienstkonferenz statt, an der neben Vertretern von Jugendorganisationen, Landeskirchen, Schulen aller Stufen, Landwirtschaft, Arbeitgeber- und -nehmerverbänden, Behörden und zuständigen sozialen Institutionen auch diejeniger der Frauenorganisationen anwesend sein werden. Eine Zentralstelle für freiwilligen Landdienst wird die oberste Leitung innehaben. 150 000 zusätzliche Arbeitskräfte hat der obligatorische Landdienst vermittelt. In kleinerem Maße soll nun, da kein Aktivdienst mehr die Männer aus der Landwirtschaft fernhält, der freiwillige Landdienst die immer noch fehlenden Arbeitskräfte etwas ersetzen helfen.

Eine Erleichterung für die Flüchtlinge

Nicht für alle! Doch dürfte ca. eine Million von Flüchtlingen durch ein Mitte Oktober getroffenes Abkommen, das die Regierungen von 15 Ländern unterschrieben, etliche Erleichterung erfahren. Diese Länder sind bereit, Ausmandernden einen Identitätsausweis, ähnlich dem Nansenpaß, auszustellen, der dem Inhaber, wie ein Reisepaß, das Recht zur Rückkehr in das Ausgangsland verbietet. Der Paß soll ein bis zwei Jahre Gültigkeit haben, ob er, wie ein normaler Paß, dann erneuert werden kann, wissen wir zur Zeit nicht. Er beschränkt sich auch einstweilen auf die Kategorie von Flüchtlingen, welche der Kompetenz des Internationalen Flüchtlingskomitees unterstehen. Die mehr als eine Million Flüchtlinge, welche noch in den besiegten Achsenländern weilen, sind ausgenommen. Zu den unterzeichneten Ländern gehört neben Großbritannien, Holland, Frankreich, Brasilien u. a. m. auch die Schweiz, und der Schweizer Dr. Kullmann, Generalsekretär des Intergovernemental Comittee, konnte als Leiter der diesbezüglichen Verhandlungen zum erfolgreichen Abschluß wesentlich beitragen.

Eine Neuerung

An der Töchterschule der Stadt Zürich, deren neu abgetrennte Abteilung III mit Frauenbildungsschule, Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminar jetzt einer Rektorin untersteht, wurden für die Abteilung Frauenbildungsschule Stenographie und Maschinenschreiben als obligatorische Fächer eingeführt, die hauswirtschaftliche Ausbildung wurde verlängert und ein anschließendes Praktikum in Haus- oder Landdienst vorgesehen. Auch die Einführung des „Arbeitsnachmittags" mit selbständiger individueller Gruppenarbeit unter Leitung von Fachlehrern ist neu.

Wieder mehr Studentinnen

Im ersten Nachkriegsjahr hat sich die Zahl der Immatrikulationen an der Universität Zürich von ca. 900 auf 1157 erhöht. Die Zahl der Studentinnen, die auf rund 150 gesunken war, ist auf 222 angestiegen und hat damit, wie auch die Gesamtfrequenz, ein Maximum erreicht.

Mehr Kinder erwünscht!

Die Sowjetunion, deren Völker ohnehin große Geburtenziffern aufweisen, spornt die russischen Mütter zu noch größerem Kindersegen an. Die Verluste an Menschenleben im Kriege waren enorm; wir nehmen daher an, daß es nicht ohne weiteres allein strategische Gründe seien (mehr Kinder, mehr Soldaten!), welche die Regierung veranlaßten, im Budget 1946/47 die enorme Summe von vier Milliarden Rubel einzusetzen „zur Verteilung an die Mütter von über sieben Kindern." Der Beirag für gleiche Zwecke im letztjährigen Budget betrug die Hälfte. Wie groß muß die Zahl der Mütter solcher Kinderscharen sein, wenn ein solcher Riesenbetrag zur Verteilung kommen soll!

E. B.

Hochstett Flora
immer noch trustfrei,
immer noch
schweizerisch

---

stand über jedem Blatt. Doch das war schon in einer nicht mehr irdischen Verbindung.

Eines Mittags standen auf dem Servierbrett zwei Nachtischtellerchen. Michaela machte Pierrette auf den Irrtum aufmerksam.

„Kein Irrtum" lächelte die braune Pierrette mit ihren weißen Zähnen. „Das schickt dem Fräulein der Herr Portier."

Michaela erschrak:

„Der Herr Portier?"

„Ja ja" nickte Pierrette eifrig, die von Anfang an immer sehr freundlich zu Michaela gewesen war. Sie hatte Michaela einmal ein Segel auf dem Meer gezeigt und ihr erzählt, dort fahre ihr Herzallerliebster. Sie sei nur hier in der Pension zur Gästezeit, um das Letzte für ihre Aussteuer zu verdienen. Anders als eine kleine Melodie auf den Lippen oder ein Lächeln in den Augen, hatte Michaela sie nie gesehen. Nachdem sie ihr nun noch einmal aufmunternd zulächelnd hinausgegangen war, löffelte Michaela benommen die Süßigkeit und sah immerfort das gutmütige Gesicht vor sich mit den halbmondförmigen Augenbögen und dem braunen Bart, das sie vom ersten Tag an unter einer goldgestickten Portiermütze an einen Kartenkönig aus ihrem Kartenspiel in Feldmoos erinnert hatte. Derselbe träumerische, ein wenig leere Blick, dieselbe weiße, ein wenig blutlose Hand. Er war im Kireg in deutscher Gefangenschaft gewesen, davon konnte er ein wenig Deutsch, ebenso viel wie Michaela Französisch. Er hatte vom ersten Tag an ihr freundliche deutsche Worte gesagt, und sie hatte ihm fröhlich, so gut sie konnte, französisch geantwortet. Bald fing er an immer etwas Lustiges für den kleinen Peter bereit zu halten, das er ihm schenkte, wenn Michaela mit ihm an seinem Fensterlein vorüberkam: bald war es eine kleine französische Fahne, die Peter auf seine Burg stecken sollte, bald ein schönbemastetes Rindenschifflein, das er mit Kunst geschnitzt hatte und für das Peter einen Kanal und einen schönen tiefen Hafen bauen sollte, bald ein bunter Soldatenhelm oder ein drolliger kleiner Sonnenschirm aus Seidenpapier. Alles war für das Kind gewesen. Jetzt war das erste Mal etwas für sie selber.

Als sie nachher wieder mit dem Kleinen an der Hand an seinem Fensterlein vorbei mußte — zum ersten Mal empfand sie es als Müssen — blieb sie stehen und sagte:

„Ich danke Ihnen sehr, aber Sie hätten das nicht tun dürfen!"

„Schon längst hätte ich das tun müssen," erwiderte der Portier, diesmal vor Eifer auf Französisch. „Aber ich kam heute zum ersten Mal in die Küche, als Ihnen das Essen angerichtet wurde. Sie dürfen sich vom Morgen bis zur Nacht mit dem Kind abgeben, aber dasselbe Essen sind Sie nicht wert! Das Kind soll lernen, es sei eine höhere Klasse als Michaela, die bloß seine Wärterin ist. Nein, von jetzt ab bekommen Sie täglich den Nachtisch. — Und hier habe ich noch eine Fahne für dich, mein Junge. Du kannst die Worte, die darauf stehen, noch nicht lesen, aber ich will sie dir erklären." Und auf Deutsch fuhr er fort:

„Freiheit, mein Junge, dem Gewissen zu folgen. Gleichheit: auf niemand hinabschauen! Brüderlichkeit: In Freiheit und Gleichheit einander beistehen als Brüder. Bau' eine Burg und pflanze die Fahne darauf! Und viel Vergnügen am Strand!"

Michaela ging tief nachdenklich fort. Herr und Frau Major machten fast tägliche Autofahrten ins Land, Motorfahrten auf dem Meer, oft in französischer Gesellschaft, die sie an der Tafel der Pension kennen lernten, manchmal allein. Wenn sie zurückkehrten, waren sie voll Kritik über die französischen Zustände; nichts schien ihnen richtig, alles sollte vom deutschen Geist neu organisiert werden.

„Wenn unsere Stunde kommt, wird es auch geschehen!" schloß der Major seine Auseinandersetzungen. Michaela hatten sie immer bedrückt. Aus ihrer Seele waren noch nicht die Schatten des letzten Krieges geschwunden, dies schien ihr wie gefahrvolle Drohungen. Warum sie nur plötzlich an all dies denken mußte? Sie las immer wieder die drei Worte auf der Fahne, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und dachte an die Erklärungen, die der Kartenkönig dazu gegeben hatte. Wenn auch nie verwirklicht, schon als Forderung ist es ein Trost, sann sie weiter. Aber warum sollte es nicht endlich, endlich verwirklicht werden? Ist es nicht der Schrei des Einzelnen und der Völker seit Urbeginn? Ist es nicht die Erfüllung der Verheißungen des Alten Bundes und der christlichen Lehre? — Dazwischen hörte sie des Majors Stimme: „Herrenvölker und Sklavenvölker. Jetzt steigt das Herrenvolk der Deutschen auf zu seiner geschichtlichen Sendung und macht die übrigen zu seinen Sklaven." Das hatte er erst neulich gesagt.

„Zwischen die verschiedenen Kulturen ist das Schwert gelegt," hatte er ausgerufen. „Das wissen die nicht, die von Völkerverbrüderung faseln!"

Michaela und Peter bauten eine Burg. Michaela hatte, in ihre Gedanken vertieft, so eifrig die Mauern glatt geklopft, daß sie nicht bemerkt hatte, wie drei kleine Mädchen in weißen Kleidern bei Peter auf der anderen Seite der Burg Muscheln und Tang zur Ausschmückung brachten und sich auch bereits eifrig an die Arbeit machten. Michaela sah auf einmal in Peters ganz erstauntes Gesichtchen und als sie aufblickte, sah ein großes junges Mädchen lächelnd auf die kleine Kinderschar nieder.

„Verzeihen Sie" sagte das junge Mädchen auf Deutsch, „unseren Kindern gefiel Ihre Burg so sehr, daß sie gern mit dem kleinen Jungen weiter daran arbeiten möchten. Dürfen sie das?"

„Gern," antwortete Michaela. „Es ist so herrlich für unseren einsamen kleinen Peter, wenn er einmal Gesellschaft bekommt."

Sie hatte schon seit einigen Tagen die drei Kinder mit dem jungen Mädchen auf dem Strand beobachtet. Es waren drei lebhafte kleine Mädchen, ganz anders als ihr kleiner stiller Peter. Sie sah mit Freude, wie er jetzt schon eifrig mitmachte und den Anweisungen der Kinder, die etwas älter als er waren, folgte. Die klei-

Jugendverbrechen in China

Von Olga Lee

Die amerikanische Zeitschrift „Life" schreibt, daß Jugendverbrechen in China sehr selten vorkommen, was auch wirklich so ist. Der Redakteur wundert sich, was die Chinesen so im Zügel halten kann.

Der wichtigste Grund, daß es hier in China keine Jugendverbrecher gibt, ist nicht, daß man hier religionslos aufwächst, sondern weil hier die Familie einem einen festen Halt gibt. Die Familie lebt nicht nur für diese Generation, sondern für alle Zukunft. Sie hat ihre Wurzeln vor hunderten von Jahren, ja manchmal vor zweitausend Jahren geschlagen. Jedes Familienglied lebt für die Familie. Man arbeitet für sie, heiratet der Familie zu liebe, hat Kinder, damit die Familie nicht ausstirbt und wird berühmt der Familie wegen.

In der großen Familie lernt man das Leben und den Tod kennen. Man lernt auch auf andere Rücksicht nehmen; man schult sich im Umgang mit den Menschen. Jung und alt, Mann und Weib, dumm und geschickt, das alles findet man in der großen Familie vor Hier hat jeder seine Heimat und findet ein Obdach, wenn er kein Glück im Leben hat.

In China werden Eltern verehrt und die meisten sind auch dieser Achtung würdig. Die Eltern führen sich immer gediegen auf. Sie sind nicht unziemlich vor den Kindern. Der Vater kommt nie betrunken heim. Nur die reichen Chinesen fröhnen den Lastern: Spielen und Opium. Der Mittelstand und die armen Leute sind arbeitsam, und so sind auch die ärmsten Kinder vor den westländischen Großstadtsünden bewahrt. Das Kind weiß ganz genau, daß der Ruf seines Vaters und seiner Familie von ihm so gut wie auch von den andern Familiengliedern abhängt. Und so ist es immer bedacht, der Familie keine Schande zu bereiten.

Schon ganz früh lernt ein Chinese verständig zu sein und vernünftig zu handeln. Sich schlagen tun nur die Barbaren, und kein Chinese will ungebildet sein. Ein Mensch hat Verstand, so muß er ihn auch gebrauchen. — Ich lernte meine Lektion ganz früh. Als mein Junge drei Jahre alt war, wollte ich ihm einmal eine Ohrfeige geben. Er schaute mich ganz verwundert an und sagte: „Mama, weißt Du denn nicht, daß ich ein Gentleman bin?" — Ein chinesisches Kind wird selten körperlich gezüchtigt. Man ist höflich zu seinen Eltern, wie auch zu den Jüngern, weil alles Menschen mit Verstand sind.

Jeder Chinese weiß Auskunft über Geschlechtsfragen, so daß diese nicht zum Problem werden müssen. Auch da tut sich eine feine Beherrschung kund. Wer sich in dieser Hinsicht gehen läßt, wird nicht mehr als verständiger Mensch angesehen. Und in China mit einem Tier verglichen zu werden, ist die größte Schande.

Man lebt in China auch nahe der Erde und der Natur. Peiping ist eine Großstadt von etwa zwei Millionen Einwohnern Aber dennoch leben die Chinesen nicht in Mietskasernen, sondern in kleinen einstöckigen Häuschen, die auch ein ganz winziges Stückchen Erde besitzen. Und die Sonne und der Mond können immer in den kleinen Hof gucken. Weil die Familien meistens groß sind, so spielen die Kinder sehr selten mit Nachbarskindern. Man lebt nebeneinander, kennt aber einander nicht. Jeder für sich selbst und jede Familie für sich selbst, das ist das Motto hauptsächlich in der Großstadt.

Die meisten Chinesen Kinder gehen gerne zur Schule, weil eben das Lernen immer noch hoch angesehen wird bei den Chinesen. Hier herrscht kein Schulzwang. Jedes Kind geht freiwillig zum Unterricht. Auch die Lehrer werden verehrt wie die Eltern. Und das gibt wieder einen Halt. So braucht man keine Götter, wenn man die Menschen achten kann. Die Achtung ist immer maßvoll und vernünftig. Achtung gibt einem eine feste Grundlage, an die man sich halten kann.

Die Chinesen fühlen sich als wertvolle und nützliche Glieder der Menschenfamilie, die allein durch ihr Dasein ihr Land bereichern; denn durch sie lebt die Familie weiter, wie auch das ganze Volk. Daß jeder Mensch seinen Platz hat, verhindert Frustrationen und verhütet Konflikte, die oft zu Verbrechen führen. Der Jugend ist daher wenig Gelegenheit und Ursache geboten zu Verbrechern zu werden.

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 257722

Zentrale Lage

Ruhiges angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Zur schweizerischen Säuglingssterblichkeit

auf welche in Nummer 43 des Blattes hingewiesen wurde, Folgendes: Die in der Anfrage angegebenen Sterblichkeitszahlen von 7,1 Prozent für Uri und 6,9 Prozent für Innerrhoden als Maxima, und nur 3,1 Prozent für Glarus und Baselland als Minima, entsprechen dem Jahre 1944. Dagegen erreicht der schweizerische Durchschnitt anno 1944 nicht 4,1 Prozent, sondern 4,2 Prozent.

Obige Tatsachen rücken in eine richtigere Wertbeleuchtung, wenn wir melden, daß 1942 mit dem Schweizerdurchschnitt von 3,8 Prozent das Minimum mit nur 3 Prozent im Kanton Zürich lag und das Maximum mit 6,2 im Wallis. Uri kam damals weg mit 3,4 und Innerrhoden mit 3,3 Prozent. Beide standen also unter dem schweizerischen Durchschnitt. Allerdings fällt das Maximum 1945 wieder auf Innerrhoden mit 6,2 Prozent, Uri erreicht 5,3 Prozent, Baselland liefert den Rekord mit nur 2,7 Prozent gegenüber der ganzen Schweiz mit 4,1 Prozent. Da wir in den kleinern Kantonen nur niedern absoluten Geburtenzahlen gegenüberstehen, so können dort Zufälligkeiten, wie eine größere Zahl von lebensschwachen Frühgeburten oder auch eine Grippewelle vorübergehend die Säuglingssterblichkeit in die Höhe schnellen, ohne daß spezielle lokale Schädlichkeiten die Säuglinge bedrohen müssen. Immerhin zeigen heute diejenigen Kantone die größern Sterbezahlen, in denen der aktive Säuglingsschutz: Mütterschulung, sachgemäße Stillpropaganda mit Ueberwachung der Stillitätigkeit in den unentgeltlichen Mütterberatungsstellen, noch weniger gut ausgebaut ist, als in andern, größern Kantonen und ganz besonders in den größern Schweizerstädten. Die Städtekantone sind den Landkantonen heute voraus, was betreff niederer Säuglingssterblichkeit, was früher umgekehrt war.

Das Schulbeispiel hiefür ist St. Gallen. 1904 starben in der Stadt im ersten Lebensjahre von 100 Lebendgeborenen 18 hinweg, im Kanton nur deren 14. Im Jahre 1942 verlor die Stadt nur noch 3,3 und der Kanton 4 Prozent der Lebendgeborenen.

Meine statistischen Studien haben mir schon vor Jahrzehnten aufgezeigt, wie die Kindersterblichkeit von Bezirk zu Bezirk, oft von Gemeinde zu Gemeinde, auffallend, ja sogar um ein Mehrfaches, variieren konnte, je nachdem eine Hebamme auf Grund ihrer Schulung und ihres Alters sich mehr oder weniger einsetzte für die natürliche Brusternährung. Mit der allgemeinen Einführung der Kinderpflege als wichtiges Lehrfach der Hebammenausbildung ist es überall mächtig vorwärts gegangen.

Die sogenannte „Stillfähigkeit" der Wöchnerin ist also weitgehend abhängig vom Personal, das die Frisch-Entbundene betreut. Das gilt aber nicht nur für die Hausgeburt, sondern genau gleich für die Klinikgeburt. Und da darf ich füglich behaupten, daß unser St. gallischer Frauenspital den ersten Preis gewinnen würde, wenn man nicht nur den Frauen Stillprämien ausrichten würde, sondern auch dem aufopfernden Personal, das sich bemühte, um das Stillen in Gang zu bringen.

Gewiß, die Säuglingssterblichkeit muß in der Schweiz noch weiter absinken, bis zur sogenannten Norm. Diese wird erreicht, wenn alle vermeidbaren Todesursachen möglichst ausgeschaltet sind und nur noch die unvermeidlichen zurückbleiben, wie zum Beispiel die Lebensschwäche allzu kleiner Frühgeburten, die angeborenen schweren Mißbildungen und die unvermeidbaren Geburtsschäden. Diese normale Säuglingssterblichkeit dürfte im großen Durchschnitt 2 Prozent nicht übersteigen. Eine niedere Säuglingssterblichkeit (die den Wegfall der vermeidbaren Gesundheitsschäden voraussetzt) verbürgt uns aber immer auch die positive Förderung der Gesundheit der Ueberlebenden.

Wenn einmal unser seit bald 40 Jahren verfochtenes und gepflegtes Ideal sich verwirklichen sollte, daß keine Schwangerin mehr in die Ehe tritt ohne das Rüstzeug eingehender Kenntnis in Hauswirtschaft und Kinderpflege mitzubringen, und folgerichtig, dann jede Mutter (mit den wirklich zwingenden Ausnahmen natürlich!) ihr Kind selber längere Zeit stillen würde, dann wäre die Norm der Sterblichkeit bald erreicht. Zum großen Glück gehen wir jetzt auch der Mutterschaftsversicherung entgegen, die nicht nur zum Segen der Mütter, sondern auch zum Wohle der Säuglinge sich hilfreich auswirken wird.

Frau Dr. med. Imboden-Kaiser.

„Warum das?"

Ihre Frage, sehr geehrte Redaktorin, nach der auffallend hohen Säuglingssterblichkeit in den Kantonen Uri und Appenzell J.-Rh. rührt an die uns Kinderärzten wohlbekannte Tatsache der im allgemeinen höhern Säuglingssterblichkeit auf dem Lande gegenüber derjenigen in den Städten, die gelegentlich schon unter 3 Prozent gesunken ist.

In den Städten steht fast überall heute der jungen Mutter eine Säuglingsfürsorgestelle zur Verfügung, in der das Kind regelmäßig kontrolliert, gesundheitlich überwacht und in bezug auf seine Ernährung individuell beraten wird. In der Stadt kann die junge Frau Kurse besuchen, in denen sie über die Entwicklung, die Pflege und Ernährung des Säuglings unterrichtet wird. Ihr Verantwortungsgefühl wird geweckt, ihre Kenntnisse wurden vertieft, Möglichkeiten der sachgemäßen Hilfe durch Spezialärzte sind wirklich vorhanden. Die Wichtigkeit und Bedeutung des Stillens, der natürlichen Säuglingsernährung, werden immer wieder ins Bewußtsein gerufen, und auf die künstliche Ernährung, falls sie nötig werden sollte, wird alle erdenkliche Sorgfalt verwendet. Beginnende Krankheitszeichen werden beachtet, vorbeugende Maßnahmen sind ganz selbstverständlich, man denke an die Rachitisprophylaxe, an die verschiedenen Impfungen.

Alle diese Dinge fehlen noch häufig auf dem Lande, die junge Mutter steht oft unwissend, rat- und hilflos vor ihrem Säugling, so daß trotz aller Liebe zum Kinde eben doch Fehler gemacht, Unterlassungen begangen werden und schwere Krankheitszustände sich entwickeln können, die oftmals zum Tode führen.

Wir Frauen sollten daher immer wieder den Fortbildungsunterricht für unsere Töchter, Kurse für die Frauen und einen ganz vertieften Hauswirtschaftsunterricht im letzten Schuljahr* verlangen, wo die für die jungen Mütter so notwendigen Kenntnisse gepflanzt, gepflegt und stets weiter entwickelt werden könnten, und die Errichtung von Fürsorgestellen fordern und fördern.

Dr. med. Paula Schultz-Bascho, Bern.

* Wir glauben kaum, daß die Mädchen im letzten Schuljahr schon großes Interesse an Säuglingspflege haben dürften, und würden eher obligatorische Kurse in der Zeit vor der Verheiratung wünschen. Die Red.

auch andere sich freiwillig für wenigstens ein halbes Jahr einem Spital zur Verfügung stellen. Die Zeit, die ein Mädchen als Schwesternhilfe arbeitet, wird ihr nicht an einer spätern Lehrzeit als Krankenschwester angerechnet. Aber manches Mädchen, das sich für diesen Beruf interessiert, kann sich als Schwesternhilfe Einblick verschaffen und sich auf Eignung und Neigung zum Schwesternberuf prüfen. Schwesternhilfe sein, bedeutet auch eine gute Vorbereitung auf eine spätere soziale Tätigkeit. Schwesternhilfe ist kein neuer Beruf, sondern eine Tätigkeit, die jedem jungen Mädchen vorübergehend offen steht, ob Maturandin, ob Arbeiterin, ob Bauerntochter, ob Büroangestellte, vorausgesetzt, daß sie von der Personalnot in den Spitälern ergriffen und bereit ist, an ihrem Ort und nach ihren Kräften etwas zu deren Linderung beizutragen. — Alle Berufsberatungsstellen geben nähere Auskunft.

G. N.

Schweizerisches Frauensekretariat, Merkurstraße 45, Zürich 7.

Eine Hausräuki

Die Volksdienstschule Rietberg

Dieser Tage wurde die aus dem Viscosheim in Gerliswil nach Zürich übersiedelte Volksdienstschule offiziell dem Betrieb übergeben und dieser erfreuliche Grund gab den Anlaß zu einem liebevoll vorbereiteten Hausfest im neuen Heim auf dem Rietberg. Bekanntlich hat die Stadt Zürich diesen herrlichen Park in der „Enge" samt den zwei darin stehenden Liegenschaften vor einiger Zeit käuflich erworben. Die eine davon — die Villa Wesendonk — dient augenblicklich wohnungslosen Zürchern als Unterkunft, die andere wurde dem Schweizerischen Verband Volksdienst mietweise zu Schulungszwecken für seinen Personalnachwuchs überlassen. Ein glücklicher Gedanke; denn der zum größten Teil aus städtischen Mitteln bestrittene Innenausbau hat bewiesen, daß Privathäuser sich sehr wohl in „Schulhäuser" ummodeln lassen, sofern allerdings das Zweckbedingte so glücklich dem Vorhandenen eingefügt werden kann.

Nach einem frisch gesungenen Lied des Schülerinnenchors begrüßte in den festlich hergerichteten, wohnlichen Räumen Frau Dr. h. c. Züblin-Spiller, die bekannte Präsidentin des Verbandes Volksdienst, den anwesenden Stadtpräsidenten von Zürich, Herr Dr. Lüchinger als „Hausherr", die zahlreich erschienenen Gäste und Presseleute und gab dem herzlichen Wunsch Ausdruck, diese neu installierte Fachschule möge gut gedeihen und immer den erwünschten Zuspruch erhalten.

Der Verband Volksdienst betreut heute rund 130 Kantinen und Wohlfahrtshäuser industrieller und öffentlicher Betriebe, eine ganze Anzahl Soldatenhäuser, sowie Fürsorge- und Beratungsstellen. Seine rund 1200 Angestellten sind in der ganzen Schweiz verteilt, von Chiasso bis zum Bodensee, vom Simplon bis zum Jura finden wir die freundlichen, gut geschulten, saubern Töchter, die sich in den Dienst des Volkes stellen.

Anschließend ergriff Herr Dr. Lüchinger das Wort und gab in einer launigen Ansprache der Freude Ausdruck, daß die „Rote Villa" — so heißt die Liegenschaft — einem zeitbedingt wichtigen Zweck und einer so tüchtigen Wohlfahrtsorganisation zur Verfügung gestellt werden konnte, die — selten ist es der Fall — keine Subventionen für ihren Betrieb in Anspruch nimmt.

Herr Dr. Kull (Bern), der Vizepräsident des Verbandes, verdankte sodann die geleisteten guten Dienste der Leitung, der Architektin Fräulein Herren, und des Lehrpersonals. Nach einer festlichen Bewirtung, die der Kochkunst der Schülerinnen alle Ehre machte, orientierte Fräulein Schumacher, Personalleiterin, über Zweck und Ziele der im Rietberg durchgeführten Kurse.

Da ist vor allem der Anlernkurs für Hausangestellte in hauswirtschaftlichen Großbetrieben. Er dauert sechs Monate, wovon die Schülerinnen die erste Hälfte intern absolvieren und die zweite als Praktikantinnen in den verschiedenen, dem Verband unterstellten Betrieben. Sie erhalten in dieser Zeit praktischen und theoretischen Unterricht in allen Hausgeschäften und außerdem das nötige Tempo, das zur Bedienung bei Stoßbetrieb — wie er zum Beispiel in Arbeiterkantinen unvermeidlich ist — verlangt werden muß. Das Kursgeld ist sehr niedrig, es ermöglicht mit seinen 120 Franken auch Töchtern aus finanziell schwachen Kreisen die Einführung in einen Beruf, der bei vorhandener Eignung nicht nur gute Entlöhnung, Kost und Logis samt bezahlter Kranken- und Unfallversi-

Unsere Liebesgaben sind die Außenpolitik des Herzens

Hilfsaktion der Schweizerfrauen für hungernde Kinder und Mütter. Zentralsekretariat Kantonsschulstraße 1, Zürich. Postcheck-Konto VIII 2116.

Schnell, schnell noch einmal in die Stadt, ins Dorf laufen, um vor Abschluß der großen Aktion am 15. November 1946 noch ein letztes Mal ein oder mehrere 2-Fr.-Päckli zu bestellen. Der Winter beginnt, Weihnachten rückt heran, gewiß unsere Lebensmittelkarten werden kleiner und kleiner — aber sicher langt es noch zu einem oder mehreren Päckli mit oder ohne Coupons.

Diese Außenpolitik liegt auf uns Frauen!

Spitäler suchen Schwesternhilfen

Was bedeutet dieses neue Wort? Was ist eine Schwesternhilfe? — Ein Mädchen von 18 Jahren oder älter, das gewillt ist, den Krankenschwestern bei ihrer Arbeit zu helfen. Es gibt auf den Abteilungen eines Spitals mancherlei Arbeiten, die keine Berufsausbildung als Schwestern voraussetzen, die aber auch gemacht werden müssen und zum Wohlbefinden der Patienten nicht wenig beitragen. So zum Beispiel Tische und Platzaux decken, das Essen bringen und wieder abräumen, Tee kochen, Blumen ordnen, den bettlägerigen Patienten die Toilettengegenstände bringen und wieder wegräumen, Schüsseln leeren und Patientenzimmer aufräumen. Die Schwesternhilfe kann auch allerlei Handreichungen bei den Patienten leisten, zum Beispiel beim Betten helfen, beim Aufstehen und Ankleiden behilflich sein, mit den Patienten spazieren gehen. Die Schwesternhilfe arbeitet mit der Schwester zusammen und unter ihrer Anleitung. Sie hat eine zehnstündige Arbeitszeit und jede Woche einen ganzen Tag frei. Wenn sie im Spital wohnt, erhält sie im Minimum 60 Franken Lohn monatlich, der sich je nach Alter und Tüchtigkeit erhöht.

Warum suchen die Spitäler Schwesternhilfen? Jedermann weiß heute, daß wir zu wenig Krankenschwestern haben. Aber die wenigsten wissen, wie schlimm die Auswirkungen auf den Spitalbetrieb und die Arbeitsbedingungen der Schwestern sind. Sie sind so schlimm, daß man in den Spitälern allen Ernstes die Einführung eines obligatorischen Spitaldienstes fordert. Ein solches Obligatorium ist aber ebenso und mit der gleichen Begründung abzulehnen, wie das obligatorische Hausdienstjahr. Es sprechen nicht nur verfassungsrechtliche Gründe dagegen; auch den Spitalleitungen, den Schwestern und den Patienten wäre nicht gedient mit Hilfskräften, die wider ihren Willen und ohne die innere Einstellung des Helfen-wollens in einem Spital arbeiten müßten.

Abhilfe ist jedoch dringend nötig. Und darum hofft man, daß sich nicht nur mehr Mädchen zur Berufsausbildung als Krankenschwester entschließen, sondern daß

BAHNHOFBUFFET Zürich
Tel. Remm Bon

nen Mädchen sprachen Französisch, und doch verstanden sich die Kinder bald glänzend.

„Voyez, comme il nous comprend, Mademoiselle Rösly!" riefen die kleinen Mädchen triumphierend.

Michaela und Rösly, die sich nebeneinander in den Sand gesetzt hatten, sahen dem Spiel der Kinder zu.

„Das ist fast wie eine Antwort auf die Frage, die mich eben quälte," sagte Michaela. „Der Vater des Kleinen behauptet, zwischen verschiedenen Kulturen sei keine Gemeinschaft möglich. Schon die verschiedene Sprache sei die natürliche Scheidewand. Immer sei das Schwert zwischen ihnen entscheidend."

„Was!" rief Rösly, „das sagt ein erwachsener denkender Mensch! Nichts kann mich so wie das in Harnisch bringen. Denn ich — ich bin eine Schweizerin." Sie schwieg, als hätte sie damit alles gesagt.

„Ach," fing Michaela wieder an, „darum können Sie beides so gut, Deutsch und Französisch?"

„Ja", sagte Rösly, „wir versuchen nicht nur die Muttersprache, sondern auch noch die anderen Landessprachen wie eine Muttersprache zu verstehen. Was, da behauptet einer, zwischen verschiedenen Kulturen sei keine Gemeinschaft möglich? Bei uns gibt es drei und vier Kulturen und Sprachen und doch sind wir nur ein Volk und haben die eine Fahne mit dem weißen Kreuz, und die eine Freiheit, die wir gemeinsam verteidigen. Mein Vater erzählt so gern, wie diese Gemeinsamkeit den Schweizer Männern beim Grenzdienst im Weltkrieg erst wirklich zum Bewußtsein gekommen ist, wie da die Welschen und Deutschschweizer und Tessiner sich erst wirklich nah gekommen sind. Mein Vater, der nur ein Bauer ist, aber Gemeindepräsident und in vielen Ehrenämtern, sagt immer: unser kleines Schweizer Volk hat in Mühsalen und Leiden mit Gottes Hilfe die Aufgabe gelöst, die ganz Europa und schließlich die ganze Welt wird lösen müssen: den Frieden der Völker. So klein und unansehnlich die Schweiz ist, so etwas Großes stellt sie dar: ein Vorbild der Zukunft. Und dann sagt er immer: Weil wir das Kreuz in der Fahne haben, so müssen wir es auch im Herzen haben, und das heißt die christliche Liebe leben. Uns darf nicht wohl sein, solange wir den Nachbarn über dem See oder über dem Berg in Sorge wissen. Jeder soll jedem helfen, wie ein Bruder und ich helfen lassen, von Mensch zu Mensch, von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt. Auch der Stand darf uns nicht trennen, sondern muß uns verbinden zu gegnseitigem Dienst."

„Und so soll es weiter gehen über die Grenzen, von Volk zu Volk, von Land zu Land, ja," fuhr Michaela fort.

Sie hatte mit Spannung zugehört, sah auf die spielenden Kinder und eine große Freude und ein großer Friede zog in ihrem Herzen ein. „Ich danke Ihnen, Fräulein Rösly" sagte sie. „Auf einmal ist ein Ziel sichtbar, ein Weg im Wegloses aufgetan. Es war so schwer, kein Ende abzusehen der Kämpfe und Kriege. Mein Pflegevater ist im letzten Krieg gefallen. Das eigene Leid muchs ins allgemeine. Jetzt kann ich wieder hoffen. — Ich sollte mit dem Kleinen heimgehen. Sehen wir uns wieder?"

„Selbstverständlich!" antwortete Rösly. „Die Kinder spielen ja so schön zusammen." — „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen! Adieu! Adieu!" riefen sich die beiden jungen Mädchen und die Kinder noch lange zu. Peter war auf dem Heimweg so gesprächig, wie Michaela ihn noch nicht gesehen hatte. Als sie an der Portierloge vorbeikamen, fragte der Kartenkönig:

„Nun, war es schön, Fräulein Michaela?"

„O, sehr schön!" antwortete sie. „Wissen Sie, ich habe eine Bekanntschaft gemacht. Ich möchte Ihnen davon erzählen."

„Ein junger Mann?" fragte der Kartenkönig und zog seine halbmondförmigen Augenbrauen bekümmert und erschrocken hoch. Michaela mußte lachen und erwiderte:

„Nein, ein junges Mädchen."

„Dann ist es besser", stellte der Kartenkönig fest. „Ich komme einmal, wenn ich frei bin, mit Ihnen. Ich habe auch viel zu sagen."

Er streckte ihr zum ersten Mal die Hand aus seinem Fenster heraus, und sie fühlte, wie die ihre erkaltete, als sie sie in die seine legte.

„Guten Abend."

„Guten Abend, Fräulein Michaela."

Als sie mit dem Kleinen beim Nachtessen saß, kamen die Eltern herein.

„Nun, Peter, wie geht's?" fragte der Vater.

„So gut," sagte Peter. „Sie haben mit mir gespielt. Sie heißen Lisi und Lolo und Lulu und sie haben mit gezeigt, wie man mit Muscheln Fenster in die Burg macht und mit Seetang schöne Muster."

„Was heißt das?" fragte der Major und wandte sich an Michaela. „Was waren das für Kinder? Franzosen?"

„Ja", antwortete Michaela, „drei kleine französische Schwesterchen mit ihrer jungen Schweizer Erzieherin."

Die Majorin rief:

„Peter soll nicht mit Kindern spielen, deren Eltern wir nicht kennen." Und der Major fügte hinzu:

„Und gar mit französischen! Das verbiete ich ein für allemal. Sie sind da, um mit ihm zu spielen."

„Jawohl, Herr Major", sagte Michaela und schalt sich im selben Augenblick feige, daß sie nicht erzählte, wie wohl sich der kleine Peter in der Gesellschaft der Kinder gefühlt hatte. Aber sie hatten ja selbst noch den Abglanz seines Glückes in seinem Wesen gesehen und gönnten es ihm nicht.

„Also, es wird nicht mehr mit fremden Kindern gespielt", schloß der Major ab. „Ich werde selber an den Strand kommen und mich überzeugen."

Zornige Röte stieg Michaela ins Gesicht, aber sie senkte den Kopf. Als sie endlich im Bett lag, wogten die Gedanken auf und ab. Alles, was sie erlebt hatte, tanzte an ihr vorüber. Zuletzt stand der Kartenkönig an ihrem Bett, bot ihr eine kleine Schale mit Süßigkeit und verlangte dafür einen Kuß.

(Fortsetzung folgt.)

Denkt an unsere Mütter und ihre Kleinen

und unterstützt den Marken-Verkauf
PRO JUVENTUTE vom 1. November
bis 31. Dezember 1946

cherung einbringt, sondern auch Aufstiegsmöglichkeiten bietet und außerdem den Kursteilnehmerinnen Kenntnisse vermittelt, die für jedes Mädchen wertvoll und eigentlich unerläßlich sind. Die Töchter, die sich für diese Kurse interessieren, müssen mindestens siebzehn Jahre alt, gesund und gut beleumdet sein. Sie müssen sich beim Eintritt in die Schule vertraglich für ein anschließendes Dienstjahr in einem der Volksdienstbetriebe verpflichten. Eine Maßnahme, die einesteils dem Verband die notwendigen Hilfskräfte zuführen soll — die er ja mit großen Kosten ausbildet und die er für seine sich ständig steigernde Inanspruchnahme dringend braucht — die anderseits aber auch eine ausgezeichnete Charakterschulung bedeutet, weil sie die jungen Mädchen zum Durchhalten veranlaßt. Offenbar sind übrigens diese vom Volksdienst ausgebildeten Töchter sehr gesucht — nein, nicht nur auf dem „schwarzen Markt" der Hausfrauen die auf der Suche nach einer guten Hilfe sind — sondern vor allem von den heiratslustigen Männern!

Es ist eine Freude, diese jungen Lernbeflissenen in ihrem schönen Heim auf dem Rietberg zu sehen. Sie kommen aus den verschiedensten sozialen Schichten und trotzdem verbindet sie eine frohe Kameradschaft und eine flotte Arbeitsgemeinschaft.

Aber auch Aspirantinnenkurse werden vom Verband Volksdienst durchgeführt, in welchen geeignete Kräfte weitergebildet werden und außerdem können fachlich bereits ausgebildete Bewerberinnen — etwa Hausbeamtinnen oder Haushaltungslehrerinnen — in einem dritten Kurs die Methoden des Volksdienst-Betriebes erlernen. Eine vielseitige Schule also, eine wirkliche Schule im Dienste des Volkes.

Paula Maag.

Alkoholkonsum im 2. Weltkrieg

Haben die Schweizer während der Kriegsjahre mehr, haben sie weniger als in Friedenszeiten getrunken? — Die Antwort darauf erteilt der bekannte Statistiker der Eidgenössischen Alkoholverwaltung, Dr. B. Steiger, in einer Abhandlung, betitelt: „Der Verbrauch geistiger Getränke in der Schweiz in den Jahren 1939/44."

Was den Wein betrifft, so wurden vor dem Krieg jährlich 158 Millionen Liter getrunken, während der Kriegsjahre 156 Millionen. Dazu kamen vor dem Krieg 25 Millionen Liter Anstellerwein (Piquette); infolge des Zuckermangels ist dieser seit 1942 fast ganz verschwunden.

Der Gärmostverbrauch erfuhr einen kleinen Rückgang: er betrug früher 150 Millionen Liter, während der Kriegsjahre noch 140 Millionen. Der Bierkonsum sank infolge der kriegsbedingten Qualitätsverschlechterung von ca. 220 Millionen Liter in der Friedenszeit stufenweise bis auf rund 90 Millionen Liter im Jahre 1944. Doch bemerkt der Statistiker inbezug auf den Bierverbrauch: „Seither ist er wieder angestiegen."

Beim Branntweinkonsum stehen einer Jahresmenge von 12 Millionen Liter, als Durchschnitt der Friedensjahre 1933/38, 9,9 Millionen Liter während der Kriegsjahre 1939/44 gegenüber. Doch betrug der Verbrauch während der zwei ersten Kriegsjahre, 1939/40, 9,3 Millionen Liter, während er für die folgenden Kriegsjahre auf etwas über 10 Millionen Liter anstieg.

Die Ausgaben des Schweizervolkes für die alkoholischen Getränke während des Krieges gibt Dr. Steiger mit jährlich 658 Millionen Franken an. SAS.

Rauchende Frauen auf den Straßen

sfd. Ueber rauchende Frauen in Restaurants und Cafés spricht kein Mensch mehr. Sie sind so selbstverständlich geworden wie die Frau am Steuer. Nun hat aber in den letzten Monaten die rauchende Frau die Straßen, die Trams und Anlagen unserer Städte und Fremdenkurorte erobert. Es sind keine Schweizerinnen, sondern Engländerinnen, die mit braungefärbten Fingern sozusagen als Kettenraucherinnen durch die schweizerischen Ferienlage gehen. Man kann dabei die absurdesten Dinge beobachten: Mütter, die mit einer Hand die Zigarette halten, mit der andern den Kinderwagen stoßen, Frauen, die vor der Besichtigung einer Kirche vor der Türe zuerst die Zigarette auslöschen müssen, Frauen, die der Tramkondukteur mit vielen Gesten — weil er nicht englisch kann — auf die Plattform des Wagens spediert, wo das Rauchen erlaubt ist. Auch rauchende Autofahrerinnen gehören zum alltäglichen Bild.

Wären es Schweizerinnen, die sich ihrem Glimmstengel so bedingungslos ergäben, sie wären einer rüden Kritik der Oeffentlichkeit sicher. Aber den Engländerinnen gegenüber ist man großzügiger. Nicht, weil wir alles freundlich hinnähmen, was aus dem Ausland importiert wird, sondern weil man weiß, daß diese Hörigkeit den Zigaretten gegenüber eine Folge des Krieges ist. Oft und immer wieder hat man gehört, welcher Trost das Rauchen den Frauen und Männern während der schweren Zeit des Blitzes in London war, daß das Rauchen den vielen dienstpflichtigen Frauen die ungewohnte Arbeit erleichterte. Aus diesem Wissen heraus ist der Schweizer — sonst den Emanzipationsbestrebungen der Frauen eher feindlich gesinnt — geneigt, ein Auge zuzudrücken.

Wir verstehen diese Hörigkeit dem Tabak gegenüber — aber irgendwie beschleicht uns doch ein unangenehmes Gefühl beim Anblick rauchender Mütter und Großmütter. Sind wir so kleinstädtisch, so vorgestrig, daß wir nicht verstehen, wenn Frauen, die der Krieg so sehr in Mitleidenschaft zog, andere Genüsse brauchen, als wir Schweizerinnen? Man geht mit sich zu Rate, denn kleinliches Philistertum den rauchenden Engländerinnen gegenüber wäre das letzte, was wir uns leisten dürfen. Warum denn dieses ungute Gefühl, obwohl uns die Vernunft sagt, es sei kleinlich von uns, überhaupt hinzublicken, wenn eine rauchende Frau durch die Straßen geht?

Ein Mann hat mir bis jetzt die beste Antwort auf all diese ungelösten Fragen gegeben. Er meinte, daß jede Art von Süchtigkeit bei Frauen abstoßender wirke als bei Männern. Man denke an Trinkerinnen, oder an Frauen, die dem Rauschgift ergeben sind. Autorasende Frauen, trinkende und kettenrauchende Frauen seien deshalb ein Widersinn, meinte er, weil die Frau als Spenderin und Hüterin des Lebens aus einem natürlichen Gefühl heraus aller Gefahr vorsichtiger und zurückhaltender begegnen sollte als der Mann. Die Tatsache aber, daß die Frau der Gefahr gegenüber gleichgültiger werde, beweise, daß sie sich als Hüterin und Spenderin des Lebens ihrer Verantwortung nicht mehr bewußt sei. Und daran sind auch wir Männer schuld, fügte er selbstanklagend hinzu, denn unser Kriegen und Morden hat den Wert des Lebens herabgesetzt.

Hanna Willi.

VON BÜCHERN

Irving Potter, Roman von J. F. Duilleumier. Orell Füßli-Verlag, Zürich.

„Amerika" ruft uns der originelle, schwarz-weiße Buchumschlag zu, „Amerika, Claridgehotel, Luxus, Whisky und wieder Whisky" tönt es verführerisch aus den ersten Seiten. Etwas zweifelnd lauschen wir diesem Sirenengesang, folgen wir der smarten, eleganten, erfolgreichen Miß Beidix durch Hallen und Prunksäle des Luxushotels am Atlantischen Ozean. Plötzlich gestehen wir es uns: wir sind gepackt, die Spannung hat uns unmiderstehlich ergriffen. Darin liegt die Stärke des Schriftstellers: er schürt die höchste Spannung — nach rückwärts gerichtet. Aus tragisch verschlungenen Irrwegen, aus Schuld und Sühne, Not und Schicksal der Vergangenheit erklären sich folgerichtig Situationen und Lebenseinstellungen der Personen in der Gegenwart. Immer wieder werden wir vom Gestern angezogen, um, fast gegen unseren Willen, wieder aufzutauchen ins Heute. So intensiv ist die Schilderung des Familienlebens Irving Potters des großen amerikanischen self-made Mann, daß wir kaum mehr das nötige Mitgehen aufbringen können, für den Weg der Gesundung, den Irving sucht und finden wird an der Seite Lucy Bendig. Wie er, der zu Tode getroffene, steht die junge, umworbene, äußerlich von Erfolg zu Erfog steigende Dame dem Leben in Verzweiflung und Nihilismus gegenüber. Ist Irvings Seele verwundet, so hat das Leben ihr körperliches Leid angetan. Gemeinsam werden sie den Weg zu ihrem tapferen Selbst zurückfinden.

Der Roman, zweiteilig und zwiespältig, weckt zwiespältige Gefühle. Nach dem starken, intensiven Mittelstück, eben der Familientragödie Potters, kann sich der Schluß, trotz Kriegsgeschehen, Kampf und Sieg, schwer behaupten. Neben weiten, sehr schönen, großzügigen und packenden Partien läuft allerlei romanhafter Kitsch daher.

Es gibt zwei Arten von Romanen: der eine schwindet aus Herz und Sinn, kaum sind die Buchdeckel geschlossen. Beim andern beschäftigen uns die Schicksale der Menschen noch lange, drängen sich ins Gespräch, bleiben lebendig. Irving Potter gehört zur zweiten Gattung.

M. P.-U.

Veranstaltungen

Schweizerisches Frauensekretariat

Einladung zur Delegiertenkonferenz auf Samstag, den 23. November 1946, im Uebungssaal des Kongreßhauses, Zürich, Eingang Gotthardstraße 5, Beginn 14.15 Uhr.

Traktanden:

1. Protokoll der Delegiertenkonferenz vom 18. Mai 1946.
2. Die finanzielle Grundlage des Sekretariates für 1947 und 1948.
3. Ersatzwahlen für die 3 Abteilung.
4. Entwurf zum Bundesgesetz über die Mutterschaftsversicherung. Referentin: Frau Dr. M. Schwarz-Gagg, Bern.
5. Resultate unserer Eingaben zur Alters- und Hinterlassenenversicherung.
6. Les femmes dans le service diplomatique à l'étranger.
7. Verschiedenes.

Wir hoffen auf eine zahlreiche Beteiligung, auch von Vereinsmitgliedern, die nicht als Delegierte bezeichnet worden sind.

Schweiz. Frauensekretariat:
Die Präsidentin: Dr. M. Schlatter
Die Sekretärin: A. Mürset.

Zürich: Lyceumclub, Rämistraße 26. Montag, 18. November, 17 Uhr, Soziale Sektion. Vortrag von Herrn Dr. Eduard Fueter: „Das schweizerische Institut für Auslandforschung und der Ausbau der internationalen Beziehungen". Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Basel: Frauenzentrale beider Basel. Montag, 18. November 1946, 14.45 Uhr präzis, im Johanniterhof, St. Johannvorstadt 38: Delegiertenversammlung. Traktanden: 1. Arbeitsbericht der Präsidentin. 2. Kurzer Bericht über die Hilfsaktion der Schweizerfrauen für hungernde Kinder und Mütter. Frau B. Thommen, Mitarbeiterin im Schweizerischen Arbeitsausschuß. 3. Erneute Eingabe an das Erziehungsdepartement betr. Einführung der obligatorischen hauswirtschaftlichen Fortbildungskurse. 4. Referat von Fräulein Dr. rer. pol. Susanne Preiswerk, vom Schweizerischen Institut für Wirtschaftsforschung, Zürich, über: „Produzentin und Konsumentin". 5. Allfälliges.

Herisau: Vorträge des Bundes für Frauenbestrebungen Herisau. 15. November: „Gibt es heute noch eine Alkoholfrage". Frl. Clara Nef, Herisau. 26. November: „Der Einfluß der Eltern auf das Seelenleben des Kindes". Frl. Elisabeth Müller, Thun.

Radiosendungen für die Frauen

sr. In der Sendung „Für die Frauen" spricht Montag, den 18 November um 16.40 Uhr Frau E. Küpfer-Müller aus Steffisburg über das Thema „Ehrenamtliche und berufliche soziale Arbeit". „Die halbe Stunde für die Frau", welche Mittwoch, den 20. November um 16.30 Uhr angesetzt ist, steht unter dem Motto „Wir picken Rosinen aus dem Buch" „Die Frau". Auf die Sendung „Rotiers und probiers", welche Donnerstag, den 21. November um 13.30 Uhr, ausgestrahlt wird, folgt um 16.40 Uhr „Die gute Idee" (ein Kinderheim besonderer Art). Schließlich plaudert Samstag, den 23. November, um 14.10 Uhr, Frieda Hager über das Thema „Uf em Guldener-Hof".

Redaktion
Frau El. Studer v. Gumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur. Tel. 2 68 69.

Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr med h. c. Else Züblin-Spiller. Kilchberg (Zürich)

Manz & Co.
Kolonialwaren
Zürich 1
Zähringerstraße 24
Telephon 32 17 56
Fabrikation von Konfitüren und butterhaltigen Kochfetten

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMMES

...von SCHÄR
Bahnhofstraße 31, Tel. 23 95 82
Zürich

Der von Clara Büttiker
und vom Bund Schweizerischer Frauenvereine
herausgegebene
Schweizerische Frauenkalender und Jahrbuch der Schweizerfrauen 1947
erscheint im 37. Jahrgang
Preis Fr. 3.74 (inkl. Umsatzsteuer)
Das Jahrbuch für jede Schweizerin!
Die neue Ausgabe bringt Aufsätze von Dr. A. L. Grütter, Dr. H. Dünner, Dr. Annemarie Gilg, E. Vischer Alioth, M. Schwarz-Gagg und Dr. Frieda Imboden-Kaiser; Erzählungen und Gedichte von Regina Ullmann, Martha Ringier, Anna Burg, Maria Dutli-Rutishauser, Agnes von Segesser, Magda Neuweiler, Maria Kottmann, Elisabeth Thommen, Elisabeth Anker, Marguerite Paur-Ulrich, Leonie E. Beglinger, Erna Heller, Bertha Engler und Clara Büttiker; die internationale Chronik von Dr. Renée Girod und die schweizerische Chronik von Gerda Meyer; Gemäldereproduktionen von Klara Fehrlin-Schweizer und Federzeichnungen von Louise Weltnauer.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung
Erschienen im Verlag H. R. Sauerländer & Co. Aarau

Maruba SCHAUMBAD
BAIN DE MOUSSE
Maruba-Schönheits-Schaum, der feinste **ätherische Oele** enthält, wirkt belebend und kräftigend auf den ganzen Organismus. Er regt die **Blutzirkulation** an und verleiht dadurch ein jugendfrisches, gesundes und gepflegtes Aussehen.
Verlangen Sie die vorteilhaften 1/1 und 1/2 Vorratsflaschen à Fr. 20.50 und Fr. 11.75, ausreichend für 120 bzw. 60 Vollbäder oder die beliebten Flaschen à Fr. 5.25, Fr. 2.80 u. Fr. -.60, erhältl. in Apotheken, Drogerien, Parfumerien und beim guten Coiffeur.
In Apotheken, Drogerien, Parfumerien und beim guten Coiffeur

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Chemische Waschanstalt & Kleider-Färberei
Pedolin CHUR
Telephon 181

Parfumerien
Puderdosen
Bürstengarnituren
von
Weber-Strickler
Bahnhofstrasse 40, Zürich

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Wäsche nach Gewicht
das einfachste für die Hausfrau.
Schonendste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung Ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72